

BUCHBESPRECHUNGEN

Jean Pauls Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, IV. Abteilung, Bd.3.1: *Briefe an Jean Paul, 1797–1799*. Text mit 13 Abbildungen und Kommentar. Hrsg. von Angela Goldack und Monika Meier. Zus. 845 S. und Bd.3.2.: *Briefe an Jean Paul, 1799–1800*. Text mit 12 Abbildungen und Kommentar. Hrsg. von Markus Bernauer, Angela Gondeck und Petra Kabus. Zus. 905 S. Berlin: Akademie Verlag 2009.

Seit 1992 wird in Berlin an der Edition der Briefe an Jean Paul gearbeitet. Mehr als 2200 Briefe von annähernd 400 Korrespondentinnen und Korrespondenten sollen in acht Bänden herausgegeben werden. Nur etwa ein Drittel dieser Briefe, deren größter Teil sich heute in der Biblioteka Jagiellonska, der Krakauer Universitätsbibliothek befindet, als Nachlaßkonvolut der Preußischen Staatsbibliothek im zweiten Weltkrieg ausgelagert, ist bislang durch Drucke bekannt. Viele von diesen waren in philologisch unzuverlässigen Ausgaben von Verwandten und Freunden erschienen. Viel also war und ist zu tun, um dieses nicht nur für das Verständnis von Jean Pauls Leben und Werk, sondern auch für die Kulturgeschichte um 1800 wichtige Textkorpus verlässlich zugänglich zu machen.

Seit 1994 geschieht dies unter dem Dach der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. 2003 erschien der erste Band dieser neuen, der vierten Abteilung der Historisch-kritischen Jean-Paul-Ausgabe, herausgegeben von Monika Meier, 2004 der zweite, herausgegeben von Dorothea Böck und Jörg Paulus. Ende 2006 dann, während der Arbeit an weiteren Bänden, lief die Förderung durch das Akademienprogramm aus. Es mußte ein neuer Geldgeber gefunden werden. Dies gelang schließlich, indem seit 2008 – vorerst für die Förderung der Bände 4 und 6 – die Oberfrankenstiftung gewonnen werden konnte. In der schwierigen Zwischenzeit entstanden die nun vorliegenden beiden Teilbände 3.1 und 3.2. Sie sind das Ergebnis eines Kraftaktes der nunmehrigen Hauptherausgeber Christian Begemann, Markus Bernauer und Norbert Miller sowie der Bandherausgeber Angela Goldack und Monika Meier sowie Markus Bernauer, Angela Goldack und Petra Kabus. Diese Bände, jeweils in einen Text- und einen Kommentarband aufgeteilt, umfassen den Zeitraum von November 1797 bis September 1800.

Am 2. November 1797 trifft Jean Paul, aus Hof kommend, in seinem neuen Wohnort Leipzig ein. Er bleibt dort – mit einigen Unterbrechungen – bis Oktober 1798 und zieht dann nach Weimar um. Von Weimar aus geht es, im Mai und Juni 1800, zunächst vorübergehend, dann im Oktober 1800 für längere Zeit, nach Berlin. Es ist die Zeit, in der die Arbeit am *Titan*, an dessen ersten und zweiten Band, sowie an den ›Briefen und bevorstehendem Lebenslauf‹ und der *Clavis Fichtiana* im Mittelpunkt steht.

Im November 1784 war der bettelarme Student und erfolglose Satiriker Friedrich Richter aus Leipzig geflohen, weil er seine Schulden nicht mehr begleichen konnte. Im April 1798 muß ein siebzehnjähriges Honoratiorentöchterchen, Charlotte Reim, seinen ganzen Mut zusammennehmen, um sich zu trauen, einen Brief »an den großen weltberühmten Mann« zu schreiben und ihm ihre Verehrung mitzuteilen (3.1, 77). Weltberühmt erscheint er zumindest in ihrer Perspektive. In Deutschland berühmt aber ist Jean Paul seit dem Erfolg seines *Hesperus* allemal. Die ihn früher verachteten oder ignorierten, buhlen nun um seine Gunst. Jean Paul ist nachgerade zu einem Mythos geworden, zu einem Gegenstand eines sowohl empfindsamen als auch intellektuellen Kults – die Briefe der Frauen, vom Backfisch bis zur preußischen Königin, der Dichter und Philosophen, von Gleim bis Herder und Jacobi, zeugen davon.

Jean Paul war im Juni und Juli 1796 schon einmal zu Besuch in Weimar gewesen. Leipzig ist für ihn die Stadt des persönlichen Triumphes, Weimar aber das geistige Zentrum, in dem sich ein neuer Stern am literarischen Himmel beweisen muß. Jean Paul gewinnt Charlotte von Kalb für sich und das Ehepaar Herder, bald auch Wieland, Knebel, Böttiger. Schiller und Goethe indes sehen dem Treiben um ihn distanziert, wengleich mit größtem Interesse zu. Nun, eineinhalb Jahre später, wird der nächste, längere Aufenthalt schon vorbereitet. Aus Weimar schreibt Caroline Herder Jean Paul nach Leipzig. Dies ist der erste Brief des Bandes (9. Nov. 1797, 3.1, 1f.). Er steckt – wenn auch ganz beiläufig und seltsam überspitzt – schon das Panorama der aktuellen Allianzen und Konfrontationen ab. *Der Antichrist* sei nun »im Schillerschen MusenAlmanach« erschienen; gemeint ist, wie man aus dem vorzüglichen Kommentar (408) erfährt, vor allem Goethe mit seinen ›heidnischen‹ Balladen *Die Braut von Corinth* und *Der Gott und die Bajadere*. Caroline rechnet Jean Paul wie selbstverständlich zu ihrer und ihres Mannes Fraktion, Goethe und Schiller zur Gegenpartei. Jean Paul bewahrt sich demgegenüber seine ästhetische Eigenständigkeit, die personalen Konstellationen jedoch sind vorab festgelegt. Auch ins benachbarte Jena geht Carolines Blick. Das *Lyceum* sei erschienen, Friedrich Schlegel habe darin einen Aufsatz über

Lessing veröffentlicht. In diesem werde dem »Cynismus« als oberstem Prinzip gehuldigt. Gemeint ist eine neue, romantische Lesart Lessings, der zufolge das Fragmentarische, das Polemische, Parteiische und auch Zynische gegenüber dem aufgeklärten Postulat des Gerundeten und Gemäßigten hervorgehoben wird. Jean Paul geht darauf nicht ein. Aber die Auseinandersetzung mit Jena, mit Friedrich Schlegel und vor allem mit Fichte, wird in den nächsten Jahren mit bestimmend sein. Es ist höchst aufschlußreich, dies hier nun aus der Perspektive von Zeitzeugen, mehr als Meinung und Parteiung denn als Argument, gespiegelt zu sehen.

Sucht man im Register nach den Namen von Goethe und Schiller, so findet man – fast – nichts: Einiges Wenige *über* sie, über den *Wallenstein* etwa, dessen Entstehung Jean Paul beigewohnt hat, oder über den *Wilhelm Meister*. Aber (fast) nichts *von* Ihnen. Nicht weil Jean Paul ihnen in dieser Zeit so nahe war, daß sich ein Schriftverkehr erübrigte – auch den räumlich Nächsten hat er, der Schriftbesessene, am liebsten geschrieben, wenn es etwas zu sagen gab. Nichts von Goethe und Schiller, mit einer Ausnahme. Datiert vom 9. März 1799 findet sich ein Billet Goethes an Jean Paul. Es ist kein Brief, keine Antwort auf Jean Pauls um Anerkennung werbende, beinahe flehentliche Briefe vom März 1794, als er ihm die *Unsichtbare Loge* zusandte, und vom Juni 1795, als der *Hesperus* folgte. Es ist ein Billet, eine verwaltungstechnische Verlautbarung: »Man wird Ihnen mit Vergnügen von der Herzogl. Bibliothek die Bücher, die Sie verlangen, abreichen. Goethe. Weimar, am 9. März 1799« (266). Dies ist das einzige Schreiben Goethes an Jean Paul überhaupt. Zugleich stellt es das kürzeste und schroffste der vorliegende Bände dar. Wiederum ist es der kluge Kommentar, der den Zusammenhang herstellt, der das demonstrativ Ausgesparte, das nicht Gesagte, beredt macht (706ff.). Goethe nämlich, so stellt sich heraus, ist alles andere als desinteressiert an Jean Paul. Der *Hesperus* wird nach der Zusendung 1795 sofort gelesen und an Schiller weitergereicht. Und auf Jean Pauls ersten Besuch in Weimar 1796 ist man gespannt. Aber es zeigt sich, daß die ästhetischen Unterschiede zu groß sind für eine persönliche Annäherung und daß sich der Eindringling in Weimar dem verfeindeten Herder zuwendet. Die Reduktion der schriftlichen Kommunikation auf eine dürre Verwaltungsmitteilung ist also ein Lakonismus, in dem Irritation und Enttäuschung mitschwingt. Goethes Billet ist zwar längst bekannt gewesen, aber erst hier, im Kontext der oft weitschweifigen Schwärmerei um Jean Paul, bekommt es ganz seine trockene, verschwiegene Aussagekraft.

Die frühromantische Literatur und Philosophie ist für Jean Paul die noch größere Herausforderung. Denn in deren Absolutismus der Selbstreflexion

und der Selbstbezüglichkeit erkennt er Tendenzen und Gefahren seines eigenen, sich ständig selbst zum Gegenstand machenden Schreibens wieder. Jean Paul versichert sich für diese Auseinandersetzung des Beistandes nicht nur Herders, sondern vor allem auch Friedrich Heinrich Jacobis. Deren Briefe an Jean Paul sind hier nun übersichtlich und gut kommentiert zusammengestellt. Jean Paul sucht Rückhalt bei den Kritikern der Ich-Verfallenheit modernen Künstlertums, man denke an Jacobis *Allwill*-Roman, und am Subjektivismus der Transzendentalphilosophie, die kein Anderes, keine Transzendenz mehr gelten lassen wolle. Jean Paul schreibt an Jacobi erstmals am 13.10.1798, Jacobi antwortet ihm enthusiastisch am 5. November desselben Jahres (3.1, 181f.). Er verspricht ihm Orientierung im Atheismus-Streit, der 1799 um Fichte in Jena entbrannt ist und diesem schließlich seine dortige Professur kostet. Fichte hatte in Niethammers *Philosophischen Journal* seinen Kollegen Friedrich Karl Forberg öffentlich verteidigt, der den Grund unseres Gottesglaubens aus der sittlichen Weltordnung und unserem moralischen Bedürfnis herleitete. Ein Beweis der Existenz eines persönlichen Gottes und seiner Offenbarung sei jedoch vernunftgemäß nicht möglich. Jacobi, der schon im Spinozismus-Streit der 80er Jahre gegen die Verflüchtigung Gottes in der Natur polemisiert hatte, wendet sich nun in einem offenen Brief ebenso vehement gegen dessen Verflüchtigung im Ich – allerdings nicht, um Fichtes Gegnern, dem gemeinen Haufen, wie er sagt, Recht zu geben, sondern um einer Wahrheit außerhalb unserer Vernunft und unseres Wissens ihren Platz zurückzugewinnen (vgl. den Brief vom 19.2.1799, 3.1, 243). Für Jean Paul ist das maßgebend. Seine *Clavis Fichtiana*, die nun entsteht, ist nichts anderes als eine satirische Überspitzung jener Fichteschen selbstbezüglichen Vernunft, die eine Entleerung von allen Gegenständen, von allem Draußen sei und deshalb in einem egologischen Wahnsinn enden müsse. Jacobi, gegenüber dem Gleichgesinnten zum vertraulichen »Du« übergehend, lobt den Verfasser im Brief vom 16. März 1800 überschwänglich. Vielleicht übersieht er dabei aber, wie sehr Jean Paul in diesen Extremen auch seinen eigenen Fall und den seiner, ihm ans Herz gewachsenen Figuren wie Schoppe, Leibgeber oder Roquairol verhandelt. Vielleicht sieht das Jacobi indes auch, vielleicht ist daraus seine Reserve gegenüber dem *Titan* zu erklären (»das Buch machte mir Mühe, Kummer und Sorge, es verstimmte mich gegen Dich.« 3.9.1800, 3.2, 382).

Auch Herder ist skeptisch gegenüber der transzendentalphilosophischen Rückwendung der Erkenntnis auf sich selbst, auf den Modus des Erkennens. Er postuliert dem gegenüber immer wieder eine Erfahrung, die nicht durch die Erkenntnis konstituiert werde, sondern ihr vorgängig sei. In der in jener

Zeit abgefaßten, gegen Kant als dem Ursprung allen modernen philosophischen Übels gerichteten Schrift *Metakritik der Kritik der reinen Vernunft* wird das ausgeführt. Jean Paul ist ihr erster Leser und Rezensent (vgl. Jean Pauls Brief vom 23.11.1798, HKA III.1, 117ff.). Es zeigt sich da, daß Jean Paul den Gegnern der neuen Philosophie nicht ohne weiteres Recht gibt, sondern durchaus auch ein tiefes, aus der Reflexion der eigenen Schaffensprozesse herrührendes Verständnis für deren Selbstbezüglichkeit des denkenden Subjekts und dessen wirklichkeitskonstituierende Potentiale hat. Er fordert Herder auf, diese neue Philosophie doch mehr aus ihr selbst heraus zu verstehen. Demnach sei Erfahrung den »Vernunfts-Synthesen« (119) nicht vorgegeben, vielmehr würden diese auf jene angewandt. Herder antwortet Jean Paul auf dessen ausführlichen Brief, wie wir jetzt im Kontext der Diskussionen dieser Monate sehen können, nur knapp und eher unwirsch (23. oder 24. November 1798, 3.1, 201). Es bleibt dabei: Es handle sich, schreibt er fast störrisch, um ein »eckles Spiel« der Erkenntnis mit sich selbst, und man müsse »dem *Onanismus* der rein-unreinen Vernunft wehren«.

Aufschlußreich auch die Briefe von den Freunden der Zeit. Während die Briefe von berühmten Autoren wie Herder oder Jacobi bereits in repräsentativen und philologisch anspruchsvollen Ausgaben vorlagen (Herder, *Suphan*, 1877ff. oder Jacobi: Gesamtausgabe der BAdW, 1981ff.), war hier bei der Textkonstitution, ähnlich wie bei den Briefen der Freundinnen, noch Pionierarbeit zu leisten. Zugrundegelegt werden, wie schon in den vorausgegangenen Bänden dieser Abteilung (vgl. IV.1, 314ff.), die Handschriften, die sorgfältig in der Originalorthographie wiedergegeben werden, bei Abkürzungen oder nötigen Zwischenbemerkungen durch kursivierte Ergänzungen der Herausgeber ebenso übersichtlich wie dezent angereichert. So bei den Briefen von Christian Otto, dem langjährigen Freund, dem häufig ersten Leser und Rezensenten (vgl. 3.1, 415f.), den Briefen von Paul Emile Thieriot, dem Altphilologen und Violinvirtuosen (vgl. ebd., 427f.), oder denen von Emanuel, später Osmund, dem Bayreuther Juden und Kaufmann (vgl. ebd., 445f.). Letzterer war für Fragen der jüdischen Religion ebenso zuständig, wie, zunehmend, für die Beschaffung von braunem Bier. Die ersten Spuren dieses Freundschaftsdienstes finden sich in diesen Jahren; die Briefe von Otto und Emanuel zeugen davon (Otto, 1.12.1799: »von Baireuth bis Hof kostet das Faß 20 g., u was es bis *Weimar* kostet, wirst Du erfahren haben. Das Bier hat *Emanuel* bezahlt u ich will bei ihm anfragen, was er ausgelegt hat. Das leere Faß müstest Du eigentlich zurückschikken; verkaufe es aber lieber dort entsezlich theuer«, 3.2, 100f.).

Aus Thieriets Briefen kann man ersehen, wie im Freundeskreis mitunter Jean Pauls witzig-digressive Schreibweise nachgeahmt wurde, Jean Paul sich also über sein Werk hinaus – ob gewollt oder ungewollt – eine Art Schriftkosmos schuf. Ähnliches gilt übrigens für viele der empfindsamen Passagen in den Briefen der Freundinnen. Thieriot kann etwa in den Briefen vom April 1798 (3.1, 80ff.) vor lauter Anhängen und Ausschweifungen über das eigene Schreiben kaum mehr zu einem Ende kommen. »Immer fahren mir verdammte Parenthesen und Antithesen dazwischen« (88), heißt es in diesem Brief als Work in progress. Er nimmt sich in einer Abschweifung vor, weniger Abschweifungen zu machen, verfällt aber wieder in den alten Fehler, fügt Jus de tablette an wie im *Quintus Fixlein* (89) und frönt unausgesetzt der »Lieblingsschreibart« seines Freundes.

Christian Ottos Briefe an Jean Paul werden seit dessen Umzug nach Leipzig, kühler, gelegentlich sogar vorwurfsvoll. Die Vertrautheit der *Hesperus*-Zeit ist vorbei. Otto fürchtet, vom Freund vernachlässigt zu werden, fürchtet, daß dieser vom Ruhm »angegriffen« werde und daß »Rang und Stand« seines neuen Umgangs ihn blendeten (15.–23.11.1797, 3.1, 7f.). Die Kritik an den ihm nach wie vor zur ersten Durchsicht zugesandten Schriften Jean Pauls, im Frühjahr 1799 beispielsweise den ersten Band des *Titan*, wird herber. Otto bemängelt dessen Manier (21.4.1799, 3.1, 304f., 2.7.1799, 3.2, 4f.), dieses ständige sich selbstreflexiv in den Vordergrund Drängens des Autors. Das ist damals bereits der gängigste Vorwurf gegenüber Jean Pauls Stil. Als Gegenpol zum eher exzentrischen Thieriot kommt Otto hier mehr die Rolle des Durchschnittslesers, des Vertreters des Common sense zu. Jean Paul, der sonst meist auf Ottos Einwände eingegangen war, reagiert im folgenden eher unwillig (vgl. HKA III.3, 209f.). Die Verlobung Ottos mit der einst von Jean Paul verehrten Amöne Herold spielt bei dieser – vorübergehenden – Eintrübung des Verhältnisses ebenfalls eine Rolle. À la longue jedoch bleibt Otto Jean Pauls Vertrauter, hier ablesbar etwa an den Ratschlägen in Frauensachen oder denen des Juristen Otto, sich von den Verlegern, Matzdorf zu Beispiel, nicht hereinlegen zu lassen. Jean Paul hatte nämlich zunehmend Erfolg, was das Bogenhonorar anlangte – für den *Titan*, sein finanziell erfolgreichstes Buch, erhielt er von Matzdorf schließlich fünf Louis d'Or pro Bogen¹ (ebensoviel wie Goethe für den *Wilhelm Meister*) – aber er vergaß, wie schon beim *Hesperus*, sich um die Auflagenhöhe zu kümmern, so daß es dem Verleger freistand, zusätzliche Exemplare ohne zusätzliche Vergütung zu drucken.

¹ Vgl. Ludwig Fertig, »Ein Kaufladen voll Manuskripte«. *Jean Paul und seine Verleger*, Frankfurt a.M. 1989, S.288ff.

Ein Herzstück der vorliegenden Ausgabe sind aber vor allem die Briefe der Freundinnen. »Weiber die Menge« habe er hier, so schreibt Jean Paul renommiert aus Berlin an Otto. (29.6.1800, HKA III.3, 345) Das hätte er mit demselben Recht oder besser Unrecht auch von den vorausgegangenen Jahren sagen können. Denn Jean Paul liebt es seit seiner Schwarzenbacher und Hofer Zeit Anfang der 90er Jahre, erotische Akademien (1790, vgl. HKA II.7, 21) und Simultan- und Tutti-Lieben (*Hesperus*, 11. Hundsposttag) zu inszenieren. In den Jahren 1797 bis 1800 erreicht das seinen Höhepunkt, um dann mit der Heirat von Karoline Mayer abrupt zu enden.

Das sind keine Liebschaften mit irgendwelchen Verbindlichkeiten. Sexualität spielt dabei keine Rolle. Es geht für Jean Paul vielmehr um die Möglichkeit des Austausches schwärmerischer Briefe und gelegentlich, wie im Falle von Charlotte von Kalb, der Linda des *Titan*, auch um die Gewinnung von Versatzstücken für Romanfiguren. Schrift und Schriftverkehr ist die Devise. Die Frauen werden von Jean Paul dabei nicht gefragt, ja zurechtgewiesen, wenn sie aufbegehren. Fast alle gehen aus diesen Spielen, deren Regeln nur der Autor kennt, mit Verwundungen hervor. Hier, in diesen Briefen an Jean Paul, kommen die weiblichen Hoffnungen und die Enttäuschungen zur Sprache: Der Diskurs der Frauen, darunter einige der gebildetsten, auch der vornehmsten ihrer Zeit, als Reflex der empfindsamen Ästhetik eines Schriftstellers? Nicht nur. Denn es gibt bei diesen Frauen auch die Sprache der Ernüchterung, der Desillusion, des Einspruchs. Es existieren wohl nicht viele Konvolute, die wie diese Sammlung der Briefe von Frauen an Jean Paul, welche die Extreme der weiblichen Ausdrucksmöglichkeiten in dieser Epoche so sinnfällig machen. Nicht nur deshalb, aber allein schon deshalb, wegen dieser zum Teil bisher unveröffentlichten oder nicht zuverlässig veröffentlichten Briefe, ist die vorliegende, philologisch sorgfältige Ausgabe ein Gewinn und künftig unverzichtbar.

Schon 1796 umwirbt Charlotte von Kalb Jean Paul und lockt ihn nach Weimar. Sie kann ihn nicht ganz für sich gewinnen, gibt aber die Hoffnung nicht auf. Im Dezember 1797, zu Beginn von Jean Pauls Leipziger Zeit, glaubt Sie, sich Sorgen machen zu müssen: »Werden Sie heirathen?«, fragt sie ängstlich (10.12., 3.1, 25). Charlotte hat von einer neuen Rivalin erfahren, einer von mehreren inzwischen:² Emilie von Berlepsch. Jean Paul kennt diese geschiedene, fast acht Jahre ältere Frau seit Anfang Juli. Er war ihr zunächst in Hof, dann in Franzensbad begegnet. Tatsächlich wird er ihr im Januar 1798 das Eheversprechen geben, dieses aber Anfang März wieder zurück-

² Juliane von Krüdener wäre noch zu nennen. Der Höhepunkt der Beziehung zu ihr fällt in das Jahr 1796 (vgl. IV. 2)

nehmen. Es ist nicht die einzige Verlobung und nicht die einzige Auflösung einer solchen. Immer, wenn er mit der Erwartung von Verbindlichkeit konfrontiert wird, sieht er die Ungebundenheit seines nur für die Literatur gelebten Autorlebens gefährdet. Emilie resigniert und reist nach Schottland, der nächsten komplizierten Beziehung entgegen. Charlotte von Kalb macht sich erneute Hoffnungen, insbesondere als Jean Paul im Herbst 1798 nach Weimar zieht. Aus diesen ersten Weimarer Monaten sind zahlreiche, meist exaltierte Briefe Charlottes an ihn erhalten. »Ich fange an zu zittern und Todeskälte umfaßt mich. Ich kann nichts thun, bis ich weiß, ob Sie den Abend kommen.« (Dezember 1798, 3.1, 210) »Ach komme, ich beschwöre Dich um meine Seligkeit, komme jetzo, [...]« (211) Charlotte ist bereit, sich von ihrem Mann zu trennen, um Jean Paul heiraten zu können. Er aber sagt, wie wir aus Jean Pauls Briefen an Christian Otto wissen, nein (HKA III.3, 139f.). Eine solche Bindung passe nicht zu seinen Träumen und Plänen. Immerhin aber seien die Erfahrungen mit dieser Frau wichtig für seinen *Titan* gewesen. Er nennt Charlotte seine »Titanide«. Bei aller Leidenschaft ist diese jedoch nicht blind und durchschaut das ästhetisierende Spiel. »Nenne mich nicht Titanide!« fordert sie (Januar 1799, 3.1, 239). Schon lange vorher hatte sie heilsichtig an Caroline Herder geschrieben:

Glauben Sie nicht, daß Jean Paul leicht etwas Leidenschaftliches oder eine Neigung mit in seine Verbindungen oder persönlich individuellen Anteil nimmt. Wir sind ihm alle nur Ideen, und als Personen gehören wir zu den gleichgültigsten Dingen.³

Reich dokumentiert sind auch die Beziehungen zum Hilburghausener Hoffräulein Caroline von Feuchtersleben, der nächsten Verlobten Jean Pauls, und der schwärmerischen Französin Josephine von Sydow (»Si J'étois reine, l'auteur d'Hespérus, serait mon premier ministre«, 15.03.1799, 3.1, 271). Caroline war von ihrer Herzogin Charlotte, einer der vier Schwestern auf dem Thron, denen der erste Band des *Titan* gewidmet ist – die anderen sind Friederike zu Solms, Therese von Thurn und Taxis und Königin Luise von Preußen, alle ebenfalls mit Briefen an Jean Paul in den vorliegenden Bänden vertreten – ermuntert worden, an den berühmten Autor zu schreiben. Jean Paul antwortet ihr im Dezember 1798 gerührt (III.3, 135). Im Mai 1799 besucht er sie. Eine Verbindung wird angebahnt, eine erneute Verlobung eingegangen. Die Herzogin läßt Jean Paul im August den Titel eines Legationsrates verleihen, um ihm gegenüber Carolines Verwandtschaft Ansehen zu ver-

³ Vgl. Eduard Berend (Hg.), *Jean Pauls Persönlichkeit in Berichten der Zeitgenossen*, Neuausgabe Weimar 2001, S.19.

leihen. Er muß gegenüber dieser dünkelhaften Familie seine finanziellen Verhältnisse offenlegen, um seine Fähigkeit, Carolines Lebensunterhalt zu bestreiten, unter Beweis zu stellen (vgl. den Kommentar, 3.2, 636). Als alle Hindernisse beseitigt scheinen, treffen die Verlobten sich im Mai 1800 in Ilmenau, um die Verbindung zu besiegeln. Aber Jean Paul trennt sich abrupt von Caroline. Wohl weil sie sein Bedürfnis nach Unverbindlichkeit und Tutti-Liebe nicht versteht (»Doch eine Bitte hab' ich an meinen Richter: Guter, zeige mir keine Briefe mehr von deinen *übrigen* Freundinnen«) (1.4.1800, 3.2, 248). Erst im September darauf findet Caroline ihre Sprache wieder. Sie schreibt an Jean Paul einen anrührend wehmütigen Brief – ohne Vorwürfe, aber reich an Gedanken über die Geschlechterrollen in dieser ihrer Welt: „Der Mann regirt die Zügel seines Geschicks, und wenn sie reißen oder gerissen werden: so hat er Kraft und Macht sie wieder zu knüpfen. Das arme, ohnmächtige Weib, *kan, darf* dis nicht – Geht des Mannes Pfad durch eine Wüste: – er hat doch *freie* Wahl, *offene* Wege vor sich – unser *Gattenleben* ist mit Mauern umschränkt wie unsre Wege, unsre Blicke in die Welt. Nur von *oben* leuchtet die Sonne auf uns herab, und wir *sehen* nichts als: Liebe und Tod – das eine erhalten wir selten, das andere – spät. / O Guter! noch bist du glücklich – bleib es lange – [...] (14. 9. 1800, 3.2, 385)

Am 9. Juni 1800 lernt Jean Paul in Berlin Karoline Mayer kennen. Er fühlt sich zu ihr hingezogen, gerade weil sie ihm einfacher erscheint als all die anderen Frauen, keine Heroine, keine Titanide, auch keine Schwärmerin, kein der »Pracht- und Fackeldisteln, die man genialische Weiber nennt«, wie er an Gleim schreibt. (16. Juni, III.3, 342) Jean Paul verlobt sich mit Karoline, diesmal verbindlich, und heiratet sie am 27. Mai 1801. Die ersten Briefe Carolines lassen den Leser jedoch zweifeln, ob nicht auch sie eine dieser überspannten Schwärmerinnen ist. Erst die nächsten Jahre beweisen, daß diese Beziehung die Alltagswirklichkeit verträgt. Zunächst aber himmelt sie den Autor buchstäblich an:

Denken Sie Sich die untergegangene Sonne wie ihr Schein die kleinen Wolken röthet – so färbt uns der Stral Ihres Wesens, und mir ist als stralten wir selbst. In der That Ihre Erscheinung ist ein Seegen für uns alle [...].

Die Rede ist auch davon, daß »Ihre Gegenwart eine Art von religiöser Feyer verbreitete« (Juli 1800, 3.2, 351f.).

Wenden wir uns zum Ende dieser Übersicht einem zunächst eher unscheinbaren Brief zu. Er ist gleichwohl der erschütterndste dieses riesigen Konvoluts. Er stammt von Jean Pauls Freund Friedrich Schlichtegroll, dem Archäologen und Altertumsforscher, späterem Generalsekretär der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Schlichtegroll schreibt Jean Paul, dem

Paten seines kurz vorher geborenen Söhnchens Paul Emil, am 3. und 4. März 1798. Sein Herz sei ihm aufgegangen in der Märzsonne, als ob es schon Frühling wäre. Wie gut habe Gott für uns gesorgt, daß alles so wechsele im Leben. Nicht jedem habe das Schicksal bestimmt, alle Jahreszeiten des Lebens zu genießen. Aber auch der, der früher fort müsse, könne doch die Jahreszeiten eines Jahres genießen. Dann folgt eine Unterbrechung. Der Brief wird am nächsten Tag fortgesetzt:

Das faßte ich nicht, als ich Ihnen gestern dieß Briefchen schrieb, u. einstweilen noch unversiegelt *auf* meinem Tische liegen ließ, daß ich heute noch hinzusetzen müßte, Ihr Pathe Paul sey uns durch einen schnellen Stickfluß 23 Wochen alt, wieder genommen. Er bestätigt das alte Sprichwort, daß die schönsten u. ruhigsten Kinder dem Himmel gehören, der sie früh wieder abfordert. Die erste unruhige u. sorgenvolle Stunde oder vielmehr Minute, die er seiner zärtlichen Mutter verursachte, war auch die Letzte dieses kleinen Genius des Himmels! Es ist das erste Leiden dieser Art, das mich trifft! (3.1, 52)

Jean Pauls kleinem Patenkind Paul war es also nicht vergönnt, die Jahreszeiten auch nur eines Jahres zu genießen.

Das handschriftliche Original dieses Briefes war kürzlich in einer Ausstellung des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt zu sehen. Da erkennt man, daß sich die Handschrift des Vaters vom ersten Teil des Briefes zur Nachschrift am nächsten Tag hin völlig verändert hat. Sie ist aus den Fugen geraten. Sie verrät, was der Inhalt dieser Nachschrift eher zurückhält: Der Schreiber ist außer Fassung.⁴

Schade, daß der opulente Faksimile-Teil, der die beiden Textbände jeweils abschließt, die Chance nicht genutzt hat, auch dies noch sinnfällig zu machen. Sonst aber gibt es an der philologischen Einrichtung und der Ausstattung nichts zu kritisieren. Im Gegenteil: Man kann sich als Leser und Jean-Paul-Forscher nur wünschen, daß die folgenden Bände zügig erscheinen und eventuelle weitere Finanzierungsengpässe im Interesse dieser großen Sache schnell überwunden werden.

⁴ Vgl. den Katalog zur Ausstellung *Der Brief – Ereignis & Objekt*, hrsg. von Anne Bohnenkamp und Waltraud Wiethölder (Frankfurt a.M. 2009), hier der Artikel *Handschrift* von Stephan Kammer und Monika Meier, S.84f.

Sascha Michel, *Ordnungen der Kontingenz. Figurationen der Unterbrechung in Erzähldiskursen um 1800 (Wieland – Jean Paul – Brentano)*. Tübingen: Niemeyer Verlag 2006. 274 S.

Die Wirkungen des Sterneschen *Shandyism* auf die deutsche Literatur sind seit der wegweisenden, erstmals 1962 erschienenen Studie Peter Michelsens⁵ Gegenstand zahlreicher Arbeiten gewesen. Ein Grund für die anhaltende Konjunktur dieses Forschungsinteresses dürfte sein, dass sich bei Sterne und einigen seiner prominenten Nachfolger ein spezifisch modernes Kontingenzbewusstsein und eine avantgardistische Meisterschaft der erzählenden Form wechselseitig ergänzen und vorantreiben. Ein solcher enger Nexus von Zufall und Form kennzeichnet auch die drei Romane, denen sich die 2006 erschienene Studie von Sascha Michel widmet: Christoph Martin Wielands *Geschichte des Agathon*, Jean Pauls *Siebenkäs* und Clemens Brentanos *Godwi*.

Die Arbeit untersucht, wie diese Romane Kontingenz zugleich verarbeiten und narrativ modellieren. Michel sieht das innovative Potential seines Unternehmens darin, dass er erstmals die im Anschluss an Derrida so genannte »semiologische Kontingenz« (S.14) der Texte untersucht. Am historischen Gegenstand und ausgehend von der philosophischen Diskussion des 18. Jahrhunderts schließt Michel damit an aktuellere Thesen zur Spezifik moderner Lebensverhältnisse an, wie sie in jüngerer Vergangenheit von Blumenberg, Koselleck, Derrida, Rorty, Waldenfels oder Luhmann vorgetragen worden sind. Als »semiologische« Kontingenz bezeichnet Michel, zugespitzt formuliert, die mit jeder Form von Zeichengebrauch gegebene Möglichkeit oder gar den Zwang, etwas zugleich so und doch auch ganz anders zu deuten – ein Mechanismus, der jede »hermeneutische« oder »strukturalistische« Vorstellung von einer vorgängigen Ordnung der Zeichen zerbrechlich werden lässt. Michel zufolge ist semiologische Kontingenz bereits im frühromantischen Konzept der Einbildungskraft beschrieben worden (S.48). Abgesetzt wird dieser Kontingenzbegriff von Vorstellungen einer »ontologische[n] Kontingenz« (S.14). Diese auf Merleau-Ponty zurückgehende Prägung bezeichnet dasjenige, was jeweils jenseits der Reichweite einzelner Ordnungskonstruktionen liegt und sie auch bedroht, sie aber in ihrem Geltungsbereich letztlich nicht beeinflusst.

Zur Interpretation der drei Romane, die den größten Teil des Buches ausmacht, leitet Michel im Anschluss an diese begrifflichen Bestimmungen mit einem historischen Abriss zur Konjunktur des Kontingenzbegriffs um 1800

⁵ Peter Michelsen, *Laurence Sterne und der deutsche Roman des achtzehnten Jahrhunderts*. 2., durchges. Aufl. Göttingen 1972.

über. Geboten wird eine solide und präzise gearbeitete Überblicksdarstellung. Es finden sich einschlägige Rekonstruktionen (vor-)idealistischer Subjektphilosophie von Descartes über Kant bis zur Frühromantik eines Friedrich Schlegel und Novalis sowie ein Abriss des (anti-)teleologischen Denkens von Leibniz bis hin zu Hume und zu seinen erzählerischen und erzähltheoretischen Ausformungen bei Blanckenburg, Tieck, Sterne und Moritz.

Derart ausgerüstet sieht Michel in Wielands *Agathon* eine Pluralisierung der Ordnungs- und Darstellungsverfahren am Werk, durch welche das Geschehen vermittelt werde: Zwei einander zuwiderlaufende oder zumindest nicht ohne weiteres miteinander vereinbare Programme – ein Erzählen nach empiristischen Grundsätzen und ein teleologisch auf ein moralisches ›Beweisziel‹ ausgerichtetes Erzählen – würden im Roman parallel verfolgt. Der konstruktive Charakter des Erzählens werde dabei selbstreflexiv durch einen – teils durch die Narration, teils durch den Paratext und teils durch Digressionen gesteuerten – Entzug des erzählerischen Ursprungs inszeniert: Dem Leser wird suggeriert, die Darstellung gehe letztlich – vermittelt durch Zeitzeugenschaft und Tagebucheinträge – aus dem Geschehen selbst hervor; zugleich aber wird diese Rückbindung systematisch in ein zweifelhaftes Licht gerückt. Die ironische Brechung des Schlusses in der ersten Fassung des Romans zieht Michel zufolge schließlich die Teleologie des Erzählens überhaupt in Zweifel, ohne dass doch das moralische Ziel dieser Teleologie aufgegeben werden könne. Insofern sei »das eigentliche Thema des Romans die ontologische Kontingenz der symbolischen Ordnungen und Vokabulare, auf die der Text im Vollzug seiner Narration zurückgreift, um sich selbst zu konstituieren« (S.86).

Jean Pauls *Siebenkäs* wird demgegenüber attestiert, »mit der entfesselten tropologischen Inszenierung semiologischer Kontingenz« (S.128) weit über eine solche Konstellation hinauszugehen – trotz des grundsätzlichen Festhaltens an einem teleologischen Modell. Im Anschluss an einschlägige Forschungsergebnisse wird diese Inszenierung von Ordnung und Kontingenz mit der enzyklopädischen Schreibweise Jean Pauls und der durch sie bedingten Überdeterminierung figurativer Begriffsverknüpfungen in Verbindung gebracht: Die verketteten Vergleiche, die Jean Pauls Texte durchziehen, vervielfachen auf kaum kontrollierbare Weise die Deutungsmöglichkeit jedes einzelnen Begriffs. Michel zeigt, dass dieser Mechanismus auch auf der Ebene der übergeordneten narrativen Strukturen greift, insofern die Narration im *Siebenkäs* immer schon ihre eigene Allegorese in sich trägt. Diese Allegorese, die die Stationen des Romans, also Siebenkäs' »Ehestand, Tod und Hochzeit« in Parallele zu »»Passion, Kreuzigung und Auferstehung«, [...] ›Tren-

nung, Initiation und Rückkehr« sowie zu »Prosa und Poesie« (S.142) setzt, läßt das Geschehen nämlich ihrerseits mit einander widerstrebenden Deutungsstrukturen auf und provoziert insofern auch auf dieser Ebene das Zutage-Treten semiologischer Kontingenzen. Damit ist gezeigt, dass entgegen einer weit verbreiteten Forschungsmeinung sehr wohl auch die ›Geschichte‹ der Jean Paulschen Romane eine entscheidende Funktion hat: Gerade weil sich das Geschichtenerzählen (ähnlich wie bei Wieland) seines Ursprungs im ›wirklichen‹ Geschehen beraubt – Sinnbild hierfür ist der ordnungszerstörende Namenstausch von Leibgeber und Siebenkäs –, kann es der Inszenierung semiologischer Kontingenzen dienlich gemacht werden. In die Bewegung des Ursprungsentzugs wird die Figur des Autor-Erzählers ›Jean Paul‹ einbezogen, denn anstatt dem Erzählen einen Ursprung zu bieten, vervielfältigt er seine Identität. So wird schließlich auch der Raum des Paratextes, der nach der Definition Genettes dem ›Autor und seinen Verbündeten‹ vorbehalten ist, Teil des internen ästhetischen Spiels. Letztlich gibt es hier, mit Derrida gesprochen, tatsächlich keinen *hors-texte*, und an die Stelle jener Religiosität, die Jean Paul erklärtermaßen verfißt, tritt, so Michels Schlussfolgerung, die Apotheose des literarischen Textes selbst (S.165).

Gegenüber dem *Siebenkäs* Jean Pauls vollzieht Brentanos *Godwi* – wenn man Michel zu folgen bereit ist – eine weitere Stufe der Überbietung. Bilde die ›Versöhnung‹ mit der Kontingenzen des Daseins und der Zeichen bei Jean Paul noch immer ein wenn auch nur ironisch verfolgtes Ziel, so gehe es im *Godwi* nur mehr um eine »parodistische Aneinanderreihung von Versöhnungstopoi« (S.243). Bemerkenswert ist in diesem Teil der Analyse vor allem, dass Michel im Kontingenzbewusstsein dieses ›verwilderten‹ Romans, in seiner fröhlich inszenierten Ursprungslosigkeit und in seinem Spiel mit der semiologischen Kontingenzen, einen melancholischen Subtext, ja eine regressive Tendenz ausmacht: In der additiven Reihung von Parodien äußere sich ein Wiederholungszwang – ein Nicht-Ablassen-Können von dem Versuch, doch noch einen Punkt zu finden, von dem aus die Kontingenzen zeichenhafter Konstruktionen gebändigt werden könne. Die »progressive Universalpoesie« (F. Schlegel), an der der Text teilzuhaben versuche, entpuppe sich insofern zugleich als eminent regressive Bewegung (S.206).

Jenseits des literaturhistorischen Dreischritts, den die Arbeit vollzieht und der in einem Ausblick um kurze Beobachtungen zur Literatur um 1900 erweitert wird, verfolgt Michel in seinen Ausführungen mehr oder weniger durchgängig auch ein literaturtheoretisches Interesse, das vor allem in der Rede von der ›Ursprungslosigkeit des Erzählens‹ angezeigt wird. Es geht ihm darum, der semiologischen Kontingenzen jedes Erzählens systematisch auf den

Grund zu gehen und die Möglichkeiten einer Inszenierung von Kontingenz nicht nur auf der Ebene der *histoire*, sondern auch auf der Ebene des *récit* aufzuzeigen. Dabei versucht er insbesondere, den Begriff der semiologischen Kontingenz zu »operationalisieren« (S.23). Um die Mittel zur Inszenierung von Kontingenz auf der Ebene des *récit* zu rekonstruieren und damit die gesuchte Operationalisierung zu gewährleisten, greift Michel auf die Ergebnisse der strukturalistischen Narratologie in der Nachfolge Genettes zurück, also auf die erzähltheoretische Beschreibung von Zeit, Stimme und Modus (insbesondere Fokalisierung) des Erzählens. Wichtig sind in dieser Perspektive vor allem Fokalisierungswechsel, Pausen des Erzählens (Digressionen), Stimmenwechsel und Achronien. Auch nicht-erzählerische Mittel wie die tropische Überdeterminierung der Darstellung geraten in den Blick. Immer wieder stößt die Analyse dabei auf Momente, in denen eine kontingente Unterbrechung auf der Ebene des *récit* nicht mehr erzählerisch, also etwa durch die Annahme einer übergeordneten, Kontrolle ausübenden Erzählinstanz, integriert werden kann. Eben diese Stellen werden als Belege für die Ursprungslosigkeit des Erzählens verbucht.

Es ergibt sich nun allerdings der Verdacht, dass an eben dieser Stelle weniger eine Applikation als vielmehr eine Erweiterung des narratologischen Instrumentariums notwendig gewesen wäre. So fällt auf, dass Michel auf der einen Seite dem Strukturalismus vorwirft, kein Konzept semiologischer Kontingenz entwickeln zu können, er auf der anderen Seite aber in erster Linie selbst auf ein strukturalistisches Instrumentarium rekurriert, wenn es darum geht, die semiologische Kontingenz des Erzählens in den Blick zu nehmen. Hier besteht Klärungsbedarf – auch wenn unbestritten ein Patentrezept zur Lösung des Problems nicht bereitliegt.

Wahrscheinlich wäre es der Analyse zugute gekommen, hätte sie auch jene Mechanismen systematisch zu beschreiben versucht, die das Erzählen, auch wenn sie aus einem Raum jenseits des Erzählerischen heraus wirken, in seinem Innersten bedingen und so gewissermaßen als ›Supplement‹ des Erzählens ausgewiesen werden können. So hätte sich in systematischer Perspektive zeigen lassen, dass in den untersuchten Romanen die Kontingenzeninszenierungen auf der Ebene des *récit* häufig die Form paratextueller Spuren annehmen. Als paratextuell ließe sich dabei all jenes bezeichnen, was die Konstitution und Differenzierung linearer Textzusammenhänge – und damit auch die Unterscheidung zwischen Para- und Haupttexten – überhaupt erst ermöglicht, also etwa das Druckbild oder das Vorliegen von Texten in unterschiedlichen Handschriften. Alle von Michel bearbeiteten Texte legen narrativ oder paratextuell Spuren von ›fiktiven‹ Differenzierungen, ohne sie selbst

in jedem Fall auch zur Erscheinung kommen zu lassen – etwa wenn der Leser des *Agathon* oder des *Godwi* schließen kann, es mit dem Text (mindestens) zweier unterschiedlicher Quellen zu tun zu haben, die im Druck aber nicht mehr auseinandergelassen werden können. Die Beschreibung von solchen Verschaltungen der narrativen und der paratextuellen Mechanismen der Romane hätte insofern über einen strukturalistischen Ansatz hinaus geführt, als das Paratextuelle eine Schwellenlage kennzeichnet, die auf jede Textkonstitution als Parergon im Sinne Derridas an jeder Stelle Einfluss ausübt. So hätte nicht nur die begrenzte Reichweite einer prinzipiell vorgängigen Text- oder Erzählordnung, also die ontologische Kontingenz der Literatur, sondern in der Tat die semiologische Kontingenz des Erzähltextes selbst systematisch beschrieben werden können.

Till Dembeck (Mainz/Riga)

Stephan Pabst, *Fiktionen des inneren Menschen. Die literarische Umwertung der Physiognomik bei Jean Paul und E.T.A. Hoffmann*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2007. 331 S.

Der anzuzeigende Band hat die literarische Transformation von Lavaters Projekt einer Wissenschaft der Physiognomie des Menschen zum Gegenstand. Die Bedeutung der Physiognomik für den literarischen Diskurs um 1800 ist freilich kein ganz neues Thema in der Forschung. Stephan Pabsts Dissertation öffnet aber dabei den Blick auf das besondere Zusammenspiel von Bild und Text im physiognomischen Diskurs um 1800. So soll es in der Untersuchung erklärtermaßen „um die Physiognomik zwischen Lavater und Jean Paul bzw. E.T.A. Hoffmann im Verbund von Wissenschafts-, Bild- und Literaturgeschichte gehen“ (S.18). Der Titel des Bandes nimmt Bezug auf das bekannte Zitat aus dem zweiten Korinther-Brief des Paulus (2. Kor. 4,16), in dem der innere Mensch dem äußeren, körperlichen, gegenübergestellt wird. Der innere Mensch übernimmt im Kontext der Arbeit die Funktion eines Leitmotivs. Es ist die in Lavaters Konzeption des inneren Menschen liegende Aporie, die den Verfasser interessiert: die Verknüpfung von Heilsgeschichte und Wissenschaftlichkeit.

Pabst will zeigen, wie sich Lavaters umstrittenes Projekt einer physiognomischen Wissenschaft zu einem Modell für die literarische Selbstreflexion entwickelt. Lavaters Ehrgeiz war es, den inneren Menschen lesbar zu machen. Die Problematik, die sich für ihn ergab, besteht darin, dass er ein metaphysisches Moment (den inneren Menschen) durch einen empirischen Ge-

genstand (den menschlichen Körper) nachzuweisen versuchte. Der eigentlich unsichtbare Mensch soll durch Beobachtung des physischen Körpers sichtbar werden. Die Physiognomik setzt insofern die unmögliche Möglichkeit einer „Verdopplung des Leibes“ (S.54) voraus. In Anschluss an Kants und insbesondere Hegels Kritik an Lavaters zugleich wissenschaftlich ambitioniertem wie heilsgeschichtlich orientiertem Unterfangen kommt Pabst zu dem Schluss, dass dies nur durch die Konstruktion eines imaginären Körpers möglich ist. Der innere Mensch der Physiognomik bedarf also der Fiktion, um sichtbar und lesbar zu werden. Dies ist der Schritt, den Pabst vollzieht: er markiert die Physiognomik-Kritik als Ausgangspunkt und Grundstein seiner weiteren Lektüren. Insofern geht es ihm genau genommen nicht um die literarische Umwertung der Physiognomik, sondern um die literarische Transformation der Physiognomik-Kritik. Die Wendung ins Literarische hat bereits, wie Pabst im ersten Kapitel einsichtig macht, die Kritik an Lavater vollzogen: Physiognomik ist selbst schon literarisch.

Ein weiterer Kritikpunkt an Lavaters Physiognomik, mit dem sich Pabst im zweiten Kapitel auseinandersetzt, ist dessen Umgang mit Bildern. Für Lavater gelten Bilder „zum einen als natürliche Zeichen und zum anderen als objektive mentale Repräsentationen eines Gegenstandes“ (S.100). In diesem Sinn werden etwa „Hogarths Bilder als wissenschaftliche Dokumente“ (S.114) verwendet. Auch hier lässt sich eine Form der Literarisierung feststellen. Pabst spricht dabei im Anschluss an Lichtenberg von einer „Literarisierung der Physiognomik am Bild“ (S.155). Physiognomik wird dann weniger als wissenschaftliche Theorie lesbar, denn als literarisches Gebilde (und – wie man hinzufügen könnte – als Lektürepraxis). Es zeigt sich insofern nicht nur eine Nähe zwischen Physiognomik und Literatur, sondern auch eine Abhängigkeit physiognomischen Wissens von literarisch inszenierten Text-Bild-Relationen.

Bereits in den ersten beiden Kapiteln wird deutlich, dass Wissen und Literatur sowie deren Genese in einem engen Bezugsverhältnis zueinander gesehen werden. Der Begriff der Fiktion wird sowohl auf den literarischen wie auf den wissenschaftlichen Diskurs angewendet (vgl. S.70f.). Obschon also eine gewisse Nähe zu Konzepten der Wissensgeschichte und der Poetologien des Wissens⁶ gegeben ist, wird nicht auf die hierfür einschlägige Forschungsliteratur Bezug genommen, was bei der grundsätzlichen Ausrichtung der Arbeit aber durchaus angebracht wäre.

⁶ Vgl. den Sammelband von Joseph Vogl (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*. München 1999.

Im dritten Kapitel wird schließlich die „literarische Umwertung der Physiognomik“ unter die Lupe genommen. Die Lektüre der Texte von Jean Paul und E.T.A. Hoffmann führt die beiden Kritiken der Physiognomik zusammen. Bei Jean Paul diagnostiziert Pabst ein „Schwanken“ zwischen Lichtenbergscher Physiognomik-Kritik und Lavaterscher Physiognomik-Emphase“ (S.168). Den Grund für diese Unentschiedenheit sieht Pabst in dem „metaphysischen Voraussetzungsapparat“ (ebd.). In seiner Lektüre der *Erklärung der Holzschnitte unter den zehen Geboten des Katechismus* aus dem *Kampagner Tal* tritt zunächst die Physiognomik-Kritik deutlich hervor, die darin besteht, dass die Bilder in Anschluss an Lichtenbergs Hogarth-Kommentare als Bilder ausgelegt werden und nicht als natürliche Zeichen wie bei Lavater. Zudem vermag Pabst aufzuzeigen, wie in Jean Pauls fiktiver Bild-Erzählung die heilsgeschichtliche Dimension von Lavaters Konzept des inneren Menschen zu einer poetologischen Produktivkraft wird.

Bei E.T.A. Hoffmann nimmt sich die literarische Umwertung der Physiognomik-Kritik etwas anders aus. Pabst bezeichnet Hoffmanns Verfahren als negative Physiognomik. Insbesondere anhand von Hoffmanns Erzählung *Des Veters Eckfenster* gelingt es Pabst zu zeigen, wie Hoffmann das physiognomische Modell in seine eigene Poetologie des Sehens überführt. Die von Hoffmann als ‚geübte Physiognomik‘ bezeichnete Praktik des Veters erweist sich dabei als ein Text-Bild-Spiel, das als selbstreflexives Moment der Erzählung die Physiognomik als Wissenschaft abgelöst hat. Die physiognomische Beobachtungsgabe wird im Zeichen der Hoffmannschen Literarisierung zudem mehr und mehr pathologisch. In Hoffmanns negativer Physiognomie artikuliert sich immer auch eine ‚physiognomische Krise‘ (S.275), die aber in ihrer Negativität zugleich als Quelle literarischer Produktivität angesehen werden kann.

Für die literaturwissenschaftliche Forschung zur Physiognomik markiert Pabsts Arbeit alles andere als eine Krise, sondern sie zeigt vielmehr Perspektiven für eine gewinnbringende Auseinandersetzung mit der Poetik der Physiognomik auf. Pabst appliziert nicht einfach die physiognomische Theorie und ihre philosophische Kritik auf die literarischen Texte, sondern weist den Eigenwert der Texte Jean Pauls und Hoffmanns im physiognomischen Diskurs auf. Erweist sich dabei der akribische Nachvollzug von Physiognomik- und Bild-Kritik um 1800 als ausgesprochen fruchtbar für die Lektürearbeit, so vermisst man beim Umgang mit der Konzeption des inneren Menschen eine genauere Auseinandersetzung mit dem philosophischen und theologischen Diskurshintergrund (Platon, Philo, Corpus Hermeticum) dieser äußerst einflussreichen Metapher, was mit Blick auf den geradezu paradigmatischen

Titel des Bandes immerhin verwundert. Dieser Einwand schmälert aber nicht das Verdienst der Arbeit, das vor allem darin besteht, die Literarizität der Physiognomik und ihre Fruchtbarkeit für den literarischen Diskurs um 1800 herausgestellt zu haben.

Peter Brandes (Bochum)